Herbstnacht.

Nun schlägt die schwarzen Flügel
Die Nacht mit schwerem Ton;
Und über'm Garbenhügel
Erglüht der letzte Mohn.

Die Feuerblüten knistern,
Wenn sie der Wind bewegt;
Und scheu im bangen Flüstern
Ein Aehrenhalm sich regt.

Da treibt ein jäh Erschrecken
Die Luft vom trüben Ort;
Sie suchte Rosenhecken,
Und zieht mit Seufzen fort. —

Mir rauscht's im Herzen leise
Wie müdes Abendweh'n;
Das ist die Trauerweise
Vom Sterben und Vergehn.

Die kleine Juliette.

Skizze von Louis Kukol.

„Aber, Georg, ich kann doch wirklich mit dem großen Hut in diesem Jahr nicht gehen, die Façon ist doch ganz unmodern! Alle Menschen würden mir auf der Straße nachsehen und denken" —

„Mein Gott, was gehen dich denn die anderen Menschen an!" Georg Stürmer schob seinen Stuhl mit einem Ruck zurück, stand auf und trat ans Fenster. „Die Hauptsache ist doch wohl, daß du mir gefällst, und ich finde, daß dir der Hut ganz ausgezeichnet steht. Bedenke doch gefälligst, Lissy, daß er 47 Mark gekostet hat, da wäre es doch ein Jammer" —

„Aber ich will ihn doch gar nicht wegwerfen", unterbrach ihn seine Frau schnell, „ich kann ihn ja einstweilen zurücklegen; wer weiß, ob er nicht im nächsten Jahre wieder modern ist. — Denke mal, Frau Direktor Berger hat einen entzückenden Hut für 75 Mark gehabt; den hat sie ihrem Kindermädchen geschenkt und sich eine reizende kleine Façon für 35 Mark gekauft, nur weil ihr Mann sie nicht in der „unmodernen Kiepe", wie er sagt, sehen will!"

„Direktor Berger verdient auch mindestens das Doppelte wie ich!"

„Na, das möchte ich bezweifeln. Die Leute sind sehr genau. Ich weiß, wie die Frau Direktor auf dem Markt handelt und wie sie beim Krämer darauf sieht, daß sie Marken kriegt."

„Meinetwegen!" antwortete der Mann ärgerlich. „Jedenfalls finde ich es sonderbar, daß du immer solche Vergleiche machst. Du weißt, wie schwer ich arbeiten muß, um uns anständig durchzubringen. Daß ich oft noch bis in die Nacht hier am Pult sitze und schreibe, nur, damit sich mein Monatseinkommen noch etwas erhöht. Und warum tue ich das? Brauche ich etwas? Alle halbe Jahre lasse ich mir einen Anzug machen, eine Schlips trage ich monatelang, einen Hut das ganze Jahr! Mir kannst du doch wahrhaftig nicht vorwerfen, daß ich anspruchsvoll bin. Aber freilich — wenn die Dame des Hauses immer die Modejournale studiert und nichts anderes im Kopf hat, als was die Leute über sie denken und ob sie genügend Eindruck macht, auf der Straße, im Theater, in der Gesellschaft usw. — da kann ja der Mann ruhig seinen Schlaf opfern und schreiben, bis ihm die Augen zufallen." —

Frau Lissy setzte den vorjährigen Hut noch einmal auf, sah in den Spiegel des Sofaumbaues und seufzte. Sie dachte an die Flaschen, die morgens neben dem Pult standen, und an die Zigarrenstummel, die im Aschbecher lagen, wenn ihr Mann einmal bis „in die Nacht hinein gearbeitet" hatte. —

„Ja, Georg", sagte sie endlich, nachdem sie den Hut wieder abgenommen hatte, „ich weiß ja, wie du dich abmühst, und kann begreifen, wie du dich ärgerst, daß deine anstrengende Nachtarbeit doch meistens vergeblich war — aber ich will doch schließlich nichts Unmenschliches von dir. Ich will keine Pleureuse und keinen Reiher. Ich sah nur gestern bei Prager ein entzückendes kleines Hütchen, ganz einfach, mit zwei Straußenplatten — ich glaube, es kostet keine 30 Mark, das" —

„Um Gottes willen, Lissy!" unterbrach sie Herr Stürmer. „Denkst du denn gar nicht daran, daß auch die Steuern noch fällig sind in diesem Monat?! Außerdem wird der Arzt mit seiner Rechnung kommen, und 70 Mark habe ich dir zum Kostüm zugegeben!"

„Na, also schön, dann werde ich eben die alte Kiepe wieder aufsetzen und werde mich dem Gespött der Leute aussetzen. Die Bäckersfrau mit ihrem schicken Frühjahrshut kann ja dann über mich triumphieren, und die anderen Lieferanten können hinter mir her sagen: „Die Frau Stürmer kann sich nicht einmal einen modernen Hut leisten."

„Zum Donnerwetter noch einmal, jetzt laß mich nur mit diesen Leuten in Ruhe! Was geht uns denn diese Gesellschaft an? Die kann froh sein, daß sie so gute, prompt bezahlende Kunden an uns hat. Im übrigen können sie uns" — Herr Stürmer steckte sich eine Zigarette an und füllte seine Zigarrentasche, die er dann in seinem Jackett verschwinden ließ. „Ich finde es überhaupt rührend von dir", fuhr er fort, „daß du mich gleich mit solchen Wünschen und Sorgen überschüttest, wenn ich abgehetzt und verärgert, wie immer, aus dem Bureau komme. Ich werde erst mal ein bißchen Luft schnappen und mich von dem rührenden Empfang etwas erholen. Auf 9 Uhr kannst du das Essen richten — adieu!" —

Georg Stürmer winkte seiner Frau, die sich, das Gesicht in den Händen vergraben, auf das Kanapee geworfen hatte, noch einmal flüchtig zu und verließ dann pfeifend die Wohnung.

„Verrückt — diese Weiber", dachte er, als er die Straße entlang schlenderte, „nichts als Putz haben sie im Kopf, und wenn man ihnen nicht ganz zu Willen ist, dann sind sie beleidigt und totunglücklich!" —

Es war ein schöner, lauer Frühlingsabend. Kinder spielten auf der Straße, Rollschuhläufer rasten über den blanken Asphalt, und all die kleinen Ladeninhaber saßen oder standen vor den Türen, um noch ein wenig Luft zu schnappen und mit dem Nachbar oder dem guten Kunden über die neuesten Ereignisse zu plaudern.

Georg Stürmer hatte sich eine Zigarre angesteckt und schritt in Gedanken versunken durch Straßen und Gassen dahin. Er sah nicht die tausend Lichter und die blinkenden Schienenwege, als er die Eisenbahnbrücke überschritt, er merkte nicht den kühleren Lufthauch und die reinere, grasduftende Luft, als er aufs freie Feld kam, aber er hörte plötzlich Drehorgelmusik und Kreischen und Lachen, als er an einem zwischen Mietkasernen auf dem freien Bauplatz aufgeschlagenen Rummelplatz vorbeikam.

Aergerlich über den Lärm, wollte er zuerst schnell weitergehen; im nächsten Augenblick besann er sich jedoch anders, überschritt den Fahrdamm und betrat den Eingang der kleinen Zeltstadt. Arbeiter, Soldaten, Dienstmädchen und unendlich viel Kinder drängten und schoben an den Buden vorbei; ein widerlicher Schmalzgeruch, Staub, Rauch und Dunst benahmen einem fast den Atem. Die Drehorgeln der verschiedenen Karussels und Rutschbahnen überschrien und überquietschten sich, und die Ausrufer vor den Buden nahmen ihre ganze Lungenkraft zu Hilfe, schwangen große Glocken und schlugen auf die Gongs, um sich in dem Höllenspektakel Gehör zu verschaffen.

Herr Stürmer fühlte sich unbehaglich in dem wüsten Treiben und wollte dem Ausgang zueilen, als plötzlich ein besonders phantastisch ausgeschmücktes Zelt seine Aufmerksamkeit erregte. „Grand théâtre de Paris" prangte in Riesenlettern über dem Eingang, und ein großer Kerl in einem Clownkostüm mit buntbemaltem Gesicht forderte durch ein Sprachrohr energisch zur Besichtigung der „erstklassigen internationalen Spezialitäten" auf. Die „Künstler" selbst verschwanden gerade im Innern des Zeltes, denn die Vorstellung sollte ihren Anfang nehmen. Halb unbewußt war Georg Stürmer der vorwärtsdrängenden Menge gefolgt und saß in der nächsten Minute als einziger Inhaber eines „ersten Platzes" auf der vordersten Bank, dicht vor der kleinen Bühne. Der zweite und dritte Platz waren überfüllt.

Die Darbietungen waren so minderwertig, daß selbst das gewiß nicht verwöhnte Publikum mit dem Beifall außerordentlich kargte. Zwei Clowns machten hundert Jahre alte Witze, ein „Parterregymnastiker" zeigte Künste, die ihm jeder halbwegs gewandte Schüler nachmachen konnte, und eine mindestens fünfzigjährige Jongleuse, die ihre überreifen Reize sehr ungeniert blicken ließ, warf mit Bällen und Holzkeulen so ungeschickt, daß sie ausgelacht wurde und wütend abtrat. Als darauf schon einige das Zelt verlassen wollten, erschien der Herr Direktor und kündigte die Glanznummer an: „Die kleine Juliette — das Wunder der Gelenkigkeit!"

Ein etwa sechzehnjähriges Mädel, in knapp anliegendem, schwarzem und vielfach gestopftem Trikot, betrat die Bühne und machte eine ungeschickte Verbeugung. Sie war gut gewachsen, sehr schlank, und in ihrem feingeschnittenen, blassen Gesicht brannten zwei tiefdunkle Augen. Georg Stürmer fühlte plötzlich tiefes Mitleid mit diesem jungen Geschöpf, das dort oben seinen zarten Körper wand und krümmte, daß es oft fast schrecklich anzusehen war. Er mußte daran denken, daß das Mädel vielleicht mit Tritten und Schlägen zu diesen Kunststücken, die das Durchschnittsmaß weit überragten, gezwungen war; daß sie wohl nie sich satteffen konnte und ihre Nächte vielleicht auf einem elenden, harten Strohsack verbringen mußte.—

Als sie endlich unter lautem Beifall abgetreten war, erschien der Direktor wieder und sagte:

„Die kleine Juliette, deren Gage infolge ihres jugendlichen Alters noch sehr gering ist, wird sich erlauben, die Herrschaften um ein kleines Trinkgeld zu bitten. — Also tun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an!" fügte er mit einem schlauen Grinsen hinzu.

Herr Stürmer zog sofort sein Portemonnaie, sah aber, daß er kein Kleingeld hatte, und überlegte einen Augenblick. Dann, als die Kleine mit traurig-verlegenem Gesicht plötzlich vor ihm stand, legte er mit rascher Gebärde einen Fünfmarkschein auf ihren Teller. Das Mädel sah ganz erschreckt auf; als er ihr aber freundlich-aufmunternd zunickte, verklärte ein glückliches Lächeln ihr Gesicht und, schnell den Schein ergreifend, ließ sie ihn in ihrem Halsausschnitt verschwinden. Als sie bald darauf mit dem mit Nickel- und Kupfermünzen gefüllten Teller zurückkam, traf ihn noch einmal ein warmer, dankbarer Blick aus ihren Augen, und hastig hörte er sie flüstern: „Kommen Sie morgen wieder?"

Mit großen Schritten eilte Herr Stürmer heimwärts. Ihm war so seltsam leicht und froh zumute; er hatte das Gefühl, ein gutes Werk getan zu haben.

Er fing plötzlich an, laut zu pfeifen, und schwang seinen Stock unternehmungslustig.

Als er in die Straße einbog, in der er wohnte, spürte er plötzlich, daß er einen gewaltigen Hunger hatte, und zufrieden dachte er daran, daß er sich nur an den gedeckten Tisch zu setzen brauchte, um sich an den sicher guten Gerichten zu laben. Denn was das Essen anbetraf, da konnte er sich auf seine Frau verlassen! Und plötzlich fiel ihm die unerquickliche Aussprache mit Lissy ein, und er malte sich aus, mit welchen Gefühlen sie wohl inzwischen für ihn gekocht und gesorgt hatte. Er fühlte es bitter in sich aufsteigen. Herrgott, es war doch eigentlich dämlich von ihm, sich diesen an sich ganz berechtigten Wünschen seiner Frau zu widersetzen. Schließlich kam es ihm doch auch wieder zugute, wenn sie etwas schick angezogen ging.

Ein Gedanke durchzuckte ihn. Er lief fast bis zu seinem Haus und nahm dann auf der Treppe immer drei Stufen auf einmal.

„Du, Lissy", begrüßte er seine Frau, die ihm mit — doch wohl vom Kochen — gerötetem Gesicht entgegentrat, „ich habe da vorhin den Geldbriefträger getroffen" —

„So spät noch?" unterbrach sie ihn. Doch er fuhr unbeirrt fort:

„Ja, er wohnt ja hier in der Gegend, und da hatte er auf dem Heimweg die Anweisung mitgenommen, das Honorar, weißt du, für meine letzte Skizze" —

Frau Lissy schüttelte verständnislos den Kopf, denn ihr war es nicht bekannt, daß in der letzten Zeit irgend etwas von den Redaktionen angenommen war — „also, kurz und gut, hier hast du die 30 Mark; nun kauf dir den Hut und sei vergnügt!" —

Und ob sie vergnügt war! Stolz und glücklich trat sie am nächsten Abend ihrem Gatten mit dem neuen Kopfschmuck entgegen und sprach die Hoffnung aus, gleich mit ihm auf einem kleinen Spaziergange den Hut einzuweihen.

Der joviale Kliniker.

Der berühmte Kliniker Ernst von Leyden war bekanntlich lange Jahre Leiter der Ersten Klinik an der Berliner Charité. Als solcher war er bei den Patienten wegen seiner außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Humanität sehr beliebt. Der ärmste Kranke, und wenn es ein verkommener oder obdachloser Mensch war, wurde mit der gleichen vorbildlichen Sorgfalt und Freundlichkeit behandelt wie der wohlhabende zahlende Patient. Wenn er es für nötig hielt, wurde mittellosen Leidenden sogar französischer Champagner verabreicht. An dem Bett einer armen Frau stand er eines Tages mit einer Korona junger Medizinbeflissener. „Was würden Sie der Frau noch verordnen?" fragte er einen Pratikanten. „Einen Schnaps!" erwiderte kurz der Jünger Aeskulaps. „Bei Damen sagt man Likör", berichtigte mit freundlichem Lächeln der Gelehrte. Natürlich wurde durch solche Leutseligkeit das Vertrauen der Kranken gehoben und bildete so mit einen Heilfaktor. Einen Fall, der eines gewissen Humors nicht entbehrt, berichtet Leyden selbst in seinen Lebenserinnerungen: „Ein Berliner Schuhmacher hatte wegen Geldsucht das Krankenhaus aufgesucht. Ganz gutwillig gab er zu, sich seine Krankheit durch Ueberladung des Magens zugezogen zu haben. Namentlich habe er eines Abends gar zu viel Bratkartoffeln gegessen. Doch schrieb er die Schuld an seiner Krankheit dem Umstand zu, daß er dazu Weißbier mit Himbeersaft, das Berliner Nationalgetränk, genossen habe. — „Hätte ich statt des Weißbiers bairisches Bier getrunken", meinte er überzeugt, „so hätte dies die Verdauung gefördert, und ich wäre nicht krank geworden." Als die Studenten über diesen Schluß zu lachen sich erfaßten, wurde der Mann sehr zornig. „Aber ich bitte, meine Herren", rief er entrüstet, „ich bin doch nicht von heute oder gestern!" Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich seine Beobachtungsgabe lobte, wenn ich auch über das, was ihm geschadet hätte, anderer Ansicht wäre. „Nun ja", entgegnete er da. „Sie müssen das ja wohl wissen, Herr Geheimrat, Sie sind ja auch schon weiter vorgeschritten als ich."

Die Bananenschale.

Erzählung von Ernst Frank.

Kommerzienrat Rümelin saß früh acht Uhr in seinem Bureau und arbeitete seine soeben eingelaufene Privatkorrespondenz durch. Seine zwischen das Telephon und die Diktirmaschine geteilte Tätigkeit war nur flüchtig durch den Morgengruß seines Töchterchens unterbrochen worden.

Hugo Rümelin war ein schwerreicher Mann. Seine weitblickenden Grundstücksgeschäfte, die er seit mehreren Jahrzehnten betrieb, hatten ihm ein riesiges Vermögen eingebracht. Als Inhaber und Leiter einer der bedeutendsten Bau- und Architekturfirmen war er in der Lage, dies Vermögen jährlich um Hunderttausende zu vergrößern. Der Ruf seines Reichtums war ebenso verbreitet wie die Erzählung von der abgöttischen Liebe, mit der er, seit Jahren Witwer, an seinem einzigen Töchterchen, der zwölfjährigen, reizenden Alfhild Rümelin hing.

Alfhild — die Lichtholde! Man kannte das wunderhübsche kleine Mädchen gut in der Stadt. Man sah es täglich, wenn es, die langen, goldblonden Haare offen und nur in der Mitte durch ein schwarzes Sammtband leicht zusammengehalten, in Begleitung seiner Bonne Morgens zur Schule ging und Mittags heimwanderte. Es war Alfhilds größter Schmerz, daß der Vater ihr trotz aller zärtlichen Liebe nicht gestatten wollte, für ihre Schulwege eins der eleganten Autos zu benutzen, die in der Garage standen.

Der Kommerzienrat griff nach einigen Briefen, die er während der ersten Durchsicht des Einkaufs bei Seite gelegt hatte, und las sie aufmerksam durch.

Zuerst ein Bettelbrief. Den bekam der Privatsekretär zur weiteren wohlwollenden Behandlung. Noch ein Bettelbrief. Dann ein Erfinderbrief. Das Perpetuum mobile — die lieber Gott! Wieder ein Bettelbrief. Aber hier? Was war das? Das war kein Bettelbrief! Das war eine abgrundtiefe, höllische Schurkerei, das war — ach, Unsinn.

Hugo Rümelin sprang empor und riß das Fenster auf. Das Blut war ihm doch zum Herzen geströmt. Dann griff er wieder nach dem Brief und überflog nochmals die Zeilen:

„Wenn Sie nicht bis Freitag früh fünftausend Mark in fünf Tausendmarkscheine unter H. R. 50 auf Postamt XIII hinterlegen, wird Ihre Tochter ermordet. Sie werden vielleicht die Polizei benachrichtigen. Es nützt Ihnen dies aber nichts, denn wird sind vorsichtig.

Die schwarze Hand.

Kommerzienrat Rümelin hatte einen Augenblick geschwankt. Aber er war nicht der Mann der bleichen Furcht. Er telephonierte an die Polizei, und eine halbe Stunde später war ein Kommissär bei ihm, der den Erpresserbrief aufs sorgfältigste untersuchte und mit dem Kommerzienrat verschiedene Schritte vereinbarte, die zur Entlarvung des Täters führen sollten.

„Keine Sorge, Herr Kommerzienrat," sagte er lächelnd. „Den dreisten Burschen fassen wir schon. Alle Verbrecher sind dumm. Jeder tritt in seiner lichtscheuen Laufbahn einmal, wenn ich so sagen darf, auf eine Bananenschale, die er nicht beachtet hat, gleitet aus und kommt zu Fall. Passen Sie auf: Die schwarze Hand wird Sie nicht lange beunruhigen."

Der Kommissär ging und nahm den Brief mit. Am nächsten Tage erschien das Faksimile der Erpresserzeilen in sämtlichen Zeitungen der Stadt.

Alfhild Rümelin besuchte in den folgenden Tagen die Schule nicht, und wenn sie das Haus verließ, geschah es nur im Auto und in Begleitung ihres Vaters oder Karls, seines alten, erprobten Kammerdieners.

Die Erpresseraffäre das Kommerzienrats Rümelin war das schauerlich interessante Stadtgespräch. Das Schicksal, das der reizenden kleinen Miteinb drohte, wurde an allen Kaffeetischen mit Eifer und Teilnahme besprochen.

Aber das dunkel um den Verbrecher lichtete sich nicht. Die Polizei und der Kommerzienrat bekamen zahlreiche anonyme Briefe, in denen auf diesen oder jenen als Täter hingewiesen wurde. Jede Spur wurde verfolgt, jeder Verdacht geprüft, aber alle Nachforschungen blieben ergebnislos. Einzelne Verhaftungen, die vorgenommen wurden, konnten nicht aufrecht erhalten werden.

Die Sorge im Hause des Kommerzienrats wuchs von Tag zu Tag. Der bewußte Freitag verstrich. Aber der unter H. R. 50 auf Postamt XIII hinterlegte, mit Papierschnitzeln gefüllte Brief war nicht abgeholt worden, obwohl man diese Deckadresse der Oeffentlichkeit vorenthalten hatte. Die im Postamt versteckten Detektivs warteten während der Schalterstunden vergeblich auf das Erscheinen des Erpressers oder seiner Abgesandten.

Inzwischen kamen neue Briefe, immer drängender und drohender. Man sei nicht so dumm, den Polizisten in die Hände zu laufen, hieß es darin. Auch würden jetzt fünftausend Mark nicht mehr genügen, es müßten fünfzigtausend sein. Zu hinterlegen seien sie, in braunes Papier eingeschnürt, unter der „Großen Brücke", an einer Stelle, die genau bezeichnet wurde. Eine letzte Frist von drei Tagen würde noch gewährt. Dann müsse Alfhild Rümelin eines qualvollen Todes sterben.

Auch diese Briefe wurden, in genauer Nachbildung der Handschrift, in den Zeitungen veröffentlicht. Aber der erhoffte Erfolg blieb aus.

Eines Tages, bald darauf, fuhr das Rümelinsche Auto, in dem Alfhild mit dem treuen Karl eine Spazierfahrt gemacht hatte, in rasender Fahrt zur Villa des Kommerzienrats zurück. Karl sprang heraus und hob das kleine Mädchen, das bleich und ohnmächtig in den Lederpolstern lehnte, aus dem Wagen. Ihr weißes Spitzenkleidchen hing beschmutzt und zerschlissen an ihr herunter.

Karl berichtete dem entsetzten Vater. Während der Fahrt, die mit besonderer polizeilicher Erlaubnis immer sehr rasch vor sich ging und die die vorgeschriebene Schnelligkeitsgrenze beträchtlich überschritt, hatte ein Individuum einen Gegenstand in das Auto geworfen, der sich als ein unzulänglich verkorktes Fläschchen mit einer ätzenden Säure erwies.

Glücklicherweise hatte die Flüssigkeit nur die Kleider Alfhilds verdorben, während sie wohl dazu bestimmt gewesen war, das liebliche Mädchen aufs Furchtbarste zu entstellen. Alfhild war, von dem Schrecken abgesehen, unverletzt geblieben. Bei der schnellen Fahrt des Wagens war es dem Täter, den natürlich niemand erkannt hatte, ein Leichtes gewesen, unbemerkt zu verschwinden.

Am selben Tage noch brachte die Abendpost einen neuen Brief des Erpressers. Die Sprache war nach unverschämter und drohender. Er verlangte jetzt rund hunderttausend Mark. Man habe ja wohl gesehen, daß er Ernst mache und Wort halte.

Hunderttausend Mark wäre eine Kleinigkeit für den reichen Herrn Kommerzienrat. Ob ihm das Leben seiner Tochter nicht so viel wert sei? Zwei Tage gebe er noch, dann sei Alfhild Rümelin verloren.

Der ganzen Stadt bemächtigte sich eine nervöse Aufregung, als mit der Nachricht von dem Attentat auf das Kommerzienratstöchterchen auch dieser letzte Brief in der nicht unschönen, nur ein bißchen verschnörkelten Handschrift des Verbrechers, die auf eine gewisse Bildung schließen ließ, in den Blättern veröffentlicht wurde.

Der Kommerzienrat war nach dem Attentat auf sein vergötterstes Kind völlig gebrochen. Die Belohnung von tausend Mark, die er gleich anfangs auf die Ermittelung ausgesetzt hatte, war von ihm bald auf das dreifache, dann auf das fünffache erhöht worden.

Die zwei Tage Frist, die der Verbrecher noch gegeben hatte, waren bereits verstrichen, als eine bescheidene, ältere Dame bei dem Portier der Rümelinschen Villa erschien und den Kommerzienrat zu sprechen wünschte.

Der betrogte Portier sah die einfache Frau mit dem altmodischen Hut und dem Klemmer auf der spitzen Nase sehr von oben herab an und erwiderte kurz: „Herr Kommerzienrat ist nicht zu sprechen."

Ja, aber sie müsse in dringender Angelegenheit persönlich mit ihm reden. Es handle sich um die Erpresseraffäre.

Nun machte der Portier ein nachdenkliches Gesicht, verschwand in seiner Loge und telephonierte hinauf.

Kurz darauf kam er zurück: „Herr Kommerzienrath läßt bitten zu warten."

Sie mußte ziemlich lange warten. Als dann ein Diener kam und sie in das Arbeitszimmer des Kommerzienrats führte, fand sie dort außer Rümelin, den sie von Bildern her kannte, noch zwei andere Herren vor.

„Sie haben mich dringend in dieser Erpressergeschichte zu sprechen verlangt, Frau —"

„Nissel, Fräulein Nissel, Herr Kommerzienrat."

„So — ja also, bitte, was haben Sie mir mitzuteilen?"

Fräulein Nissel wurde befangen, nahm ihren Kneifer ab, setzte ihn mit zitternden Händen wieder auf, endlich stotterte sie:

„Ja, ich weiß nicht — ich bin nämlich Volksschullehrerin —"

„Ja doch, ja doch —"

„Ich bin in einem Lesezirkel abonniert —"

„Ja, aber was hat das —?"

Jetzt platzte Fräulein Nissel in ihrer Verzweiflung heraus:

„Und die Handschrift vom Verbrecher kenn' ich!"

„Was? Ja, wieso denn?"

Die drei Herren sahen sich kopfschüttelnd an. Endlich sagte der eine:

„Also, Fräulein Nissel, nun erzählen Sie mal in aller Ruhe, was Sie eigentlich wissen, und woher Sie die Handschrift kennen."

Und Fräulein Nissel erzählte, erzählte in etwas verworrener und sich überstürzender Weise, die aber doch ein ziemlich klares Bild gab. Sie war in einem Lesezirkel abonniert und las allwöchentlich zahlreiche illustrierte Journale. Vor allem die Romane. Dann aber auch alles andere. Und nicht zuletzt die Handschriftendeutungen, die einzelne Zeitschriften ihren Lesern boten. Diese las sie sogar mit besonderem Interesse, weil sie selbst — sie lächelte verlegen, als sie das gestand — sich ein wenig bei ihren Schülerinnen in der Deutung von Handschriften versuchte. Und unter den Handschriften im graphologischen Briefkasten der am Orte erscheinenden Wochenschrift „Das Familienglück" war vor längerer Zeit auch die Handschrift des Erpressers gewesen, „so wahr ich hier vor Ihnen sitze, Herr Kommerzienrat!" Die seltsam verschnörkelte Handschrift des Verbrechers, die sie in den Zeitungen gesehen hatte, war ihr gleich bekannt vorgekommen, und allmählich war sie darauf geraten, wo sie sie schon gesehen hatte.

Zehn Minuten nach dieser Unterredung hielt Rümelins Auto, in dem die drei Herren mit Fräulein Rümelin saßen, vor der Redaktion des „Familienglücks."

Die Volksschullehrerin hatte sich nicht geirrt. Eine Stunde später war die Polizei im Besitz der genauen Adresse des Erpresserbriefschreibers. Am Abend verhaftete sie ihn in einer Wirtschaft nahe seiner Wohnung. Es war ein achtzehnjähriger, stellenloser Tapezierer.

Als auf der Redaktion des „Familienglücks" sein Brief an den graphologischen Briefkastenonkel gefunden wurde, ging ein Aufatmen durch die versammelten Herrschaften.

„Da haben wir die Bananenschale, Herr Kommerzienrat", sagte der Kommissär und hob den wertvollen Brief, der genau die Handschrift der Erpresserbriefe aufwies, befriedigt in die Höhe. „Die alte Geschichte! Alle Verbrecher sind dumm. Aber daß einer so dumm ist, mit unverstellter Handschrift Erpresserbriefe zu schreiben, nachdem er einige Monate vorher seine Handschrift hat begutachten lassen, das hätte man nicht für möglich halten sollen."

Fräulein Nissel erhielt die Belohnung von fünftausend Mark. Sie betätigte sich sofort in ihren Mußestunden als gewissenhafte und geschätzte Graphologin, die nie verfehlte, mit geziemender Bescheidenheit auf den ersten, großen Erfolg hinzuweisen, der ihr auf diesem Gebiete beschieden war.

Unleserliche Handschriften.

Unleserlichkeit der Handschrift ist ein Uebel, unter dem zahlreiche Berufsklassen zu leiden haben. Redakteuren und Setzern verbittert sie das Dasein; nur dem Druckfehlerteufel erleichtert sie das Handwerk. Alexander v. Humboldt, ein hervorragender Schlechtschreiber, versprach einst einem Herrn, der ihn um ein Autogramm bat, einen erheblichen Teil seiner umfangreichen Sammlung, falls der Betreffende die Aufzeichnungen Humboldts auf einem Blatt übergab. Doch schützte die Unleserlichkeit ihn vor dem Verlust seiner Schätze wie jüngst einen Staatsbürger vor den Folgen eines Polizei-Strafmandats, das wegen der Unleserlichkeit der Unterschrift für ungültig erklärt wurde. Unerleserlichkeit ärztlicher Rezepte kann Patienten und Apothekern gefährlich werden; die schlimmsten Folgen aber kann die Unleserlichkeit fürstlicher Handschriften nach sich ziehen, wie ein Beispiel aus der Geschichte zeigt, das Parthey in seinen Jugenderinnerungen erzählt. Danach entstand beim Wiederaufbau der 1730 abgebrannten Petrikirche in Berlin unter den Handwerkern eine Revolte, die vom Militär unter Anführung eines Leutnants Rädel unterdrückt wurde. Der in Königswusterhausen weilende König, dem darüber sofort Meldung erstattet wurde, schrieb an den Rand des Berichts: „Sollen Rädell führer hengen, ehe ich komme." Der General v. Glasenapp, an den das Schriftstück zurückgelangte, las nun statt „Rädel führer" „Rädel früher", und fast wäre der Befehl in diesem Sinne zur Ausführung gekommen, wäre nicht der König einige Augenblicke früher heimgekehrt, als man ihn erwartet hatte.

Spitze Zungen.

„Eine Stunde zwanzig Minuten, bis der nächste Zug kommt," sagte der Bahnbeamte auf der kleinen Station der irischen Lokalbahn zu einem Manne, der mit philosophischer Ruhe sich daraufhin im Wartesaal niederließ. „Dann will ich noch 'ne Pfeife rauchen", murmelt er. Eine Viertelstunde wohl hat er ruhig gesessen, als eine kleine, bewegliche Frau eintritt und sich auf den Stuhl neben ihm setzt. Ihre spitze Nase zieht mit Unwillen die Rauchwolken ein. „Mein Herr", sagt sie vorwurfsvoll, „wenn Sie ein Gentleman wären, würden Sie hier nicht rauchen." „Wenn Sie eine Dame wären, würden Sie sich weiter wegsetzen", antwortet er brummig. Eine unheimliche Stille liegt dann in der von Rauchwolken erfüllten Luft, bis sie nicht mehr an sich halten kann und mit ihrem spitzen Organ ihn anfährt: „Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Ihnen Gift geben!" Ruhig und verständnisvoll sieht er sie an, tut einen Zug aus seiner Pfeife und sagt dann langsam: „Wenn Sie meine Frau wären, würde ich es nehmen."

Schüttelreim.

Ein Gast will Mustateller kaufen?
Den muß ich erst im Keller taufen.